

Aus unserm Wald am Rorschacherberg

Autor(en): **Schneebeli, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **24 (1934)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

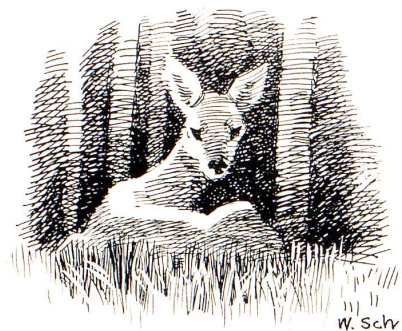


Aus unserm Wald am Rorschacherberg

Von W. Schneebeli, Rorschach. Mit Zeichnungen nach dem Leben.

Adventszeit. Graue, schwere Wolken senken sich über dem Rorschacherberg. Ein leises Raunen, wie ein verhaltenes Klagelied, zieht durch die dunkeln Kronen der Tannen: die Symphonie des ruhbedürftigen Waldes. Feierlich, tiefviolett im Dämmerlicht des sinkenden Tages reiht sich Stamm an Stamm wie im Säulengang

eines gotischen Domes. Geheimnisvolle, andächtige Ruhe des Forstes! Die Natur geht zur Rüste. Noch huscht ein Flug Meisen in hastiger Eile durch's Gezweig zum Schlafplatz hin. Noch einmal ruft die Schwarzamsel gute Nacht - pit, pit, pit - dann ist es ringsum still. Kein Laut mehr, nur von der Stadt herauf tönt der



Ruhende Rehgeiss

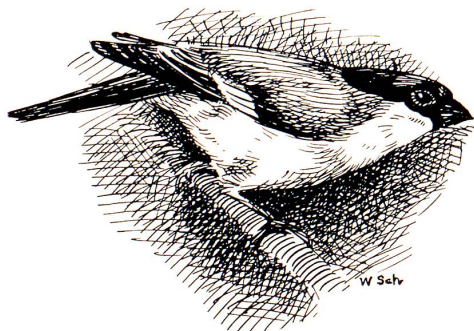
Lärm menschlichen Getriebes. Die finstere Spätjahnacht senkt sich hernieder. Kalt ist die Luft, und es riecht nach Schnee. Es will Winter werden. Was die Nacht in ihrem Schosse geborgen, das kündigt der Morgen. Ueberall hin, über Berg und Tal, tief in den Wald hinein, selbst auf's zarteste Gezweig, hat sich die weisse Decke gelegt. Weich, mollig und gerundet sind die Formen, die lauten Geräusche des Alltags sind gemildert. Eine neue Welt ist erstanden, herrlich, rein und keusch, voll Glanz und Pracht. Noch durchfurcht keines Menschen Spur die unbefleckte Decke. Selbst das Getier scheint sich vor Störung dieser Herrlichkeit zu scheuen. Wie die sorgliche Mutter ihr Kind mit dem schützenden Linnen deckt, so birgt auch Mutter Natur ihre Kinder unter weicher Hülle. Hier schlummert die Kleiwelt, geborgen vor Frost und Gefahr, dem Auferstehungsfest entgegen.

Das Eichhörnchen hält sich in seinem Fichtennest still. Sein Instinkt trieb es, am Vortage noch reichlich den Magen mit Tannensamen zu füllen, und so kann es selbst mehrere stürmische Tage überdauern. Nun «döst» es, den buschigen Schwanz an den Leib gelegt, in den ersten kalten Wintermorgen hinein. Am Baumstrunk, der von wintergrünen Brombeeren überwuchert ist, hat sich der Hase einschneien lassen. Auch ihm ist diese weisse Welt neu, und verwundert schaut er mit seinen braunen Augen in die blendende Helle. Unter den tiefhängenden Aesten einer Weisstanne hat sich ein Rudel Rehe niedergetan. Eng aneinander gedrückt liegen sie auf apertn Stellen, die sie sich mit den harten Hufen in den Schnee gescharrt haben.

Jetzt steigt über den Alpen des Vorarlberg der Sonnenball auf, und rosiges Licht breitet sich über die obersten Wälder, der Gruss des werdenden Tages. Da wird es lebendig im Forste. Am sonnigen Südhang, wo an alten Fichten die Zapfen reichlich hangen, klingt es hüben und drüben wie geschäftiges, helles Schwätzen: Zirp, zirp-döng-zirp, zirp-döng. Ein Trüpplein Kreuzschnäbel, die Papageien unseres Waldes, hat der sonnige Waldfleck angelockt. Diese grossköpfigen Kerlchen mit dem kreuzweise gekrümmten Schnabel tun sich an Fichtensamen gütlich. Wie geschickt vermögen sie mit ihrem sonderbaren Werkzeug die harten Schuppen der Zapfen zu lüften und zu schlitzen, um zum leckern Samen zu gelangen! Und merkwürdig, dieser Vogel zieht zur Winterszeit seine Kinder gross, eben zur Zeit, da seine Hauptnahrung reichlich vorhanden ist. Nun tönt auch des rotbrüstigen, schwarzhaubigen Dompfaffs melancholisches «Tüt, tüt — tüt, tüt». Ein Flug der feuerbrüstigen Männchen und ihrer bescheidenen Weibchen hat sich auf einer Esche niedergelassen, deren Früchte ihnen jetzt reichlich Nahrung bieten. Ein wunderbar herrliches Bild: es ist, als trüge der Baum feurigrote Blüten des Sommers. Im dünnen «Zausicht» des Niederholzes sind die ewig muntern Meisen rege geworden, vor allem die kleine, weiss-dunkle Tannenmeise. Kopfüber, kopfunter zieht sie durchs Unterholz, pickt hier, zupft dort, turnt und piept leise dazu und ist allzeit trotz Schnee und Kälte voller Leben. Ihrer Gesellschaft haben sich Haubenmeisen und Goldhähnchen angeschlossen. Fröhlichkeit ist das Signum ihres Daseins. In welligem Flug flirrt ein grosser, schwarzer Vogel vorüber. Drüben am Föhrenstamm hackt er sich ein. Laut, aber dennoch weich und melodisch tönt seine Stimme in den Wald hinein: gliü, gliü! Es ist der feuerköpfige Schwarzspecht, der ausschliessliche Bewohner des Waldes.



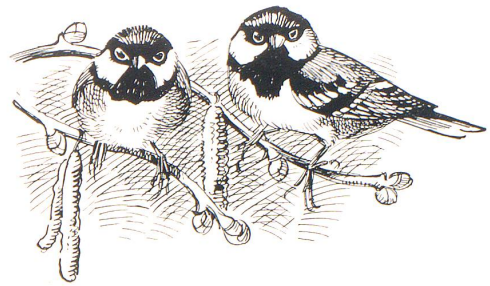
Kreuzschnäbel



Gimpel

Bei uns ist er selten geworden: denn sein Lebenskampf ist schwer, seitdem der Förster keine morschen Bäume im Forste duldet, die dem Vogel Nahrung und Wohnung zugleich bieten. Noch leben einige Paare oben in unserm Wald, und eines davon hat schon seit Jahren seine Nisthöhle in einer alten Buche ob Hasenhaus. Mit weit hörbaren Schnabelhieben bearbeitet der Schwarze den Stamm der offenbar kranken Föhre, dass die Späne fliegen. Im Innern hat er mit seinen feinen Sinnen die fressende Käferlarve gewittert. Unterdessen regt sich auch die Fresslust beim Eichhörnchen. Es steckt sein zierliches Köpfchen aus der Nestöffnung, guckt mit den schwarzen Aeuglein hierhin und dorthin, spitzt die Pinselöhrchen und wupp — sitzt es auf dem nächsten Ast, rüttelt und schüttelt sich, leckt und streicht possierlich an seinem dunkeln

Fell, strahlt die zweizeilige Schwanzfahne, duckt sich, und plötzlich fährt es wie geworfen zum nächsten Baum hin. Aber da sitzt auch schon eines am gedeckten Tisch. Verwundertes, gegenseitiges Beschauen und Beschnuppern, dann plötzlich geht es los in fröhlichem Fangspiel. Stammauf und stammab unter Pretschen und Fauchen geht die lustige Jagd über Zweig und Ast, dass der Schnee in Wolken stiebt, bis beide ermüdet und hungrig sich endlich zu Tische setzen. Ein Zapfen wird mit den scharfen Zähnen vom Zweige geschnitten, possierlich mit den Fingerpfötchen gefasst, geschickt mit den Nagezähnen entschuppt und der Same ins Mäulchen geführt. Unermüdlich sind sie an der Arbeit, und unaufhörlich rieseln Schuppen und fallen die leeren Spindeln zu Boden. Wenig Freude bereitet das Aeffchen unseres heimischen Waldes dem Förster, wenn es sich in zapfenarmen Jahren hungrig hinter die Jungtriebe der Rottannen macht. Ganz besät ist der Waldboden davon zum Schaden des Baumes.



Tannenmeisen

Mattgolden, bläuliche Schatten werfend, steigt das Tagesgestirn mählich höher. Drüben im Wyt-Tobel kreischt die Waldsäge und tönt der metallisch harte Klang der Axt durch den gefrorenen Forst. Dröhnend und krachend stürzt eine Buche. Wie hilflos und um Erbarmen flehend streckt sie ihre gewaltigen Aeste zum Himmel empor. Musste es sein? Menschliche Gewinnsucht hat sie ihres Lebens beraubt. Hier liegt die Riesenleiche, gewaltig und strotzend von Urkraft, gesund bis ins innerste Mark, gefällt im weichen Schnee. Hundertzwanzig Jahre



Haubenmeise

ringe zeugen von ihrem Alter, und noch hätte sie weitere lange Jahre trotz Sturm und Wetter überleben können. Gute und schlechte Zeiten hat sie durchgekämpft. Wo die Ringe weitauseinander stehen, das waren die guten, wüchsigen Jahre, wo sie aber gedrängt sind, das waren für sie die trockenen, kargen Hungerjahre. In ihrem silbrigen, von zahlreichen Narben durchfurchten Stamm, von der Rinde überwältigt und kaum mehr lesbar, ist, von einem Herzen umrahmt, noch eine Initiale mit der Jahreszahl 1852 erkennbar. Ein Liebespaar ist wohl dazumal den stillen, einsamen Weg gegangen. Hell lodert und knistert neben dem Holzplatz ein Feuer, über dem in alten Gamellen das Mittagmahl der Holzfäller brodelt. Bärtige Männer, mit braunem, verwettertem Antlitz, in rauhem, nach Harz duftendem Wams machen sich um den Gefällten zu schaffen. Ihre von der harten Arbeit schwielige und geschwärzte Hand führt zielsicher die scharfgeschliffene Axt. Schlag auf Schlag fliegen die Aeste zur Seite, und wohlgerundet

liegt der silbrige Stamm zur Abfuhr bereit am Wege. Das Tagwerk dieser Menschen ist schwer, und die Umbilden der Jahreszeiten verlangen eine gute Gesundheit. Es sind stille, wortkarge Leute, die der Wald birgt, und es ist nicht leicht, ihnen näher zu treten. Ein freundlicher Gruss kann es vielleicht schaffen. Sie, die in der Stille und Einsamkeit des Waldes nur mit sich selbst und ihren eigenen Gedanken beschäftigt sind, sie haben sich oft eine sonderliche Welt geschaffen, und es mutet an vergangene Zeiten an, wo der Mensch noch inniger mit der Natur verbunden war. Ihm ist ja der Wald alles, sozusagen der Wohnort und der Brotherr. Von ihm kommt alles, was zum Leben nötig ist. Sein ganzes Denken und Fühlen dreht sich um ihn. Ist es ein Wunder, wenn gar oft etwas Aberglaube in ihm steckt, wie das bei Naturvölkern immer der Fall ist? Er kennt den Wald wie der Hirt sein Vieh: jede Tanne ist ihm Person mit all ihren Eigenheiten. Er kennt aber auch den Wohnort Reinekes, weiss, wo allabendlich der Rehbock zur Aesung austritt, hat den grämlichen Dachs beobachtet, der frühmorgens nach Würmern und Larven sticht. Er weiss, wo verborgen im Laubholz der Frauenschuh blüht, er kennt all die vielen Kräuter, die Gebresten und Wunden heilen und weiss auch die Heilkraft des flüssigen Harzes zu schätzen. Dazu ist er Wetterprophet: denn er kündigt die Witterung des kommenden Tages und ersieht das am Farbenwechsel des Baummooses, an der Richtung der dürren Aeste am Stamm oder vernimmt es im Rauschen des Windes in den Baumkronen. Die Unruhe des Wildes zeigt ihm schlechtes Wetter an.



Schwarzspecht an einer Föhre nach Larven suchend. Spechtlöcher



Eichhörnchen

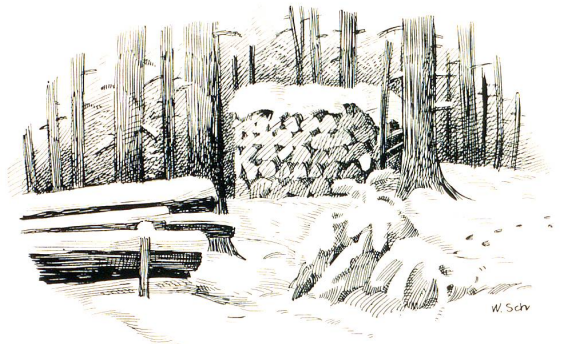
eine Vollmondnacht im unbefleckten Winterwald schauen und erleben dürfen? Wie oft schon ist die liebliche, süsse Maiennacht von Dichtern und Sängern gepriesen worden, aber wie wenig nur die zauberisch schöne herbe Wintermondnacht! Unsere Worte genügen nicht, sie zu beschreiben. Wort, Sang und Farbe sind nur Stückwerk. An Pracht gibt es kaum ihresgleichen, an Zauber und Wundern nichts Ebenbürtiges. Sie kann mit klopfendem Herzen nur empfunden, aber nicht wiedergegeben werden. Die vom kalten Mondlicht umflossenen, geheimnisvollen Schneefiguren, die tiefen, warmen Schatten, das Glitzern und Gleissen, wo nur ein Lichtstrahl hinfällt und über dem allem der tiefblaue Sternenhimmel: Ist das nicht das Bild ewiger Schönheit? Mensch, wirst du nicht andächtig vor Gottes Schöpfung? — Mit unhörbarem Flügelschlag kreuzt der Waldkauz den Waldweg «ki witt — ki-witt»!

Jetzt regt sich im Wald das Leben der Nacht für jene Geschöpfe, die gehetzt und verfolgt von ihrem ärgsten und schlimmsten Feind, dem Menschen, im Schutze der Dunkelheit ihr karges Mahl in Drangsal, Not und Angst erhaschen müssen. Während die Menschen drinnen in warmer, stilltraulicher Stube behaglich sitzen, kargt und kämpft draussen das Wild um das harte Dasein. Heiser kläfft und «bellfert» der Fuchs. Stundenlang hat er vergeblich nach einem Bissen gesucht. Sein Magen ist leer, und das tut weh. Vorsichtig nagt das Häslein die Rinde des Schlehdorns. Immer steht es zwischen Leben und Tod. Unhörbar drückt sich der Marder durch's Geäst und will sein Opfer haben. Selbst die kleine Maus ist



Waldarbeiter

Schon nach vier Uhr sinkt die Sonne rotleuchtend hinter dem westlichen fernen Hügelrand. Noch küsst sie im Scheiden die höchsten Lagen des Rorschacherberges und die obersten Tannenspitzen leuchten wie Feuerflammen. Es wird empfindlich kühl. Im Walde breitet sich die Dämmerung aus und umschleiert alles in jene weiche, zarte, zauberische Stimmung, die nur dieser Tageszeit, aber ganz besonders dem Winter eigen ist. Nun bricht die lange, kalte Winternacht herein. Aber da steigt ja schon über fernen Bergen hinter dem See der Mond herauf. Sein mildes Licht flutet zwischen den dunkeln Stämmen hindurch, und wiederum ersehen dem staunenden Auge neue Bilder. Ein Rudel Rehe zieht zagend den Randtannen entlang zur kärglichen Aesung. Ein Häschen hoppelt über die weisse Fläche. Drunten im Mühltofel ruft eine Eule «Ki-witt, ki-witt», sonst herrscht feierliche Stille. Voll leuchtet nun der Mond in seinem ruhigen Silberglanz über dem ruhenden Wald. Welch' ein Gemälde! Wer hat schon



Holzplatz im Winter

ihrer Lebens nicht sicher. — Für den Naturfreund bietet der anbrechende Tag viel Lehrreiches. War am ersten Schneetag die weisse Decke noch ein unbeschriebenes Blatt, so liegt jetzt für den, der die Naturzeichen zu deuten vermag, die lehrreichste Urkunde vom Leben und Treiben im Walde vor Augen. Zahlreiche Tierspuren durchkreuzen den Forst. Häufig findet sich der typische Vierertritt des hoppelnden Hasen. Hier zeichnet sich die schmale Schnürspur des ewig hungrigen Fuchses; dort haben sich Rehe an wintergrünen Brombeerblättern gütlich getan. Leicht erkennt man die Spur ihrer feinen Hufe. Zierlich hat das Mäuschen seine Trittlein und das lange Schwänzlein in den Schnee modelliert. Meister Reineke, dem viel verpönten, dem viel berüchtigten, dem schlauen und verschmitzten, wollen wir auf seiner nächtlichen Fahrt folgen. Wer Kälte und nasse Füsse fürchtet, der bleibe besser hinter dem geheizten Ofen. Wer ihn schon in freier Wildbahn und in der Nähe beobachten konnte, dem wird sein kluges, verschmitztes Mephistogesichtchen mit dem ganz eigentümlichen, gar nicht hundeähnlichen Ausdruck aufgefallen sein. Auffallend ist auch seine enge

Fährte, wo perlchnurartig ein Tritt hinter dem andern folgt. Im Jungholz bei Landegg hat Reineke seinen Bau. Bei einbrechender Nacht hat er ihn verlassen. Vorsichtig hat er sich zunächst vor die Ausfahrtsröhre hingesezt, und seine scharfen Augen und die feinen Ohren untersuchen, ob die Luft rein ist. Nun schüttelt er den Sand aus dem Balg, kneift nach Flöhen und Zecken und schnürt dann, immer noch vorsichtig, niederwärts zum nahen Bächlein hin. Hier hat er hastig einen Labetrunk eingenommen und ist, dem Wasserlein folgend, talwärts gezogen. Bei einer Buche hat er sich gesezt; deutlich sind im Schnee die Hinterläufe kenntlich. Wie eine Katze hat er gespannt auf irgend ein Tierlein gelauret. Richtig, von drüben her zeichnet sich ein winziges Spürchen, und daneben im Schnee glüht noch ein rubinrotes Blutströpfchen. Das arme Mäuschen ist ihm sozusagen in den Rachen gelaufen. Der rote Freibeuter ist weiter gezogen. Beim Waldweg, wo tags ein Holzschlitten gezogen war, hört seine Fährte plötzlich auf. Der Schlaumeier hat das glatte Gleis benutzt, um seine Spur vor allfälligen Verfolgern zu verwischen. Erst ein Stück weiter ist er vom Wege abgeschwenkt und hat sich seitwärts in den Brombeerstauden zu schaffen gemacht; denn er weiss, dass sich dort manches Tierlein, geschützt vor Kälte und Wind, zu bergen trachtet. Nichts ist ihm zur Beute gefallen. Kurz darauf hat er seinen geraden Weg scharfwinklig in anderer Richtung genommen. Rehfährtten sind hier überall zu sehen. Eine von diesen folgt ein Stück weit der seinigen. Offenbar hat eine mutige Rehgeiss den Arglistigen vertrieben. Am Waldsaum, unter den Aesten einer überhängenden Fichte, hat er sich auf die Keulen gesezt und hat in Spannung den Bauernhof beobachtet, der ihm im Sommer etliche fette Hühnerbraten geliefert hat. Er denkt wohl mit Wehmut an jene schöne Zeit zurück. Es ist dort nichts zu machen; denn der wachsamen Hofhund ist auf den Beinen. Also weiter wieder in den Wald hinein! Er schnürt lautlos auf behaarten Sohlen der Lichtung zu, die jetzt hell wie im Tageslicht leuchtet. Dort bewegt sich was. Vorsichtig nimmt er hinter einem verschneiten Weisstännchen Deckung und duckt sich klein. Unbeweglich — nur die buschige Rute zittert erregt — sind seine Augen auf das Opfer gerichtet. Denn hier äst ein Häschen magere Grasspitzen, die aus der Schneedecke ragen. Der tückische Strauchritter weiss, dass nur ein plötzlicher Sprung aus nächster Nähe ihm die Beute sichert. Immer näher rückt der ahnungslose Hase. Da flitzt es hinter dem Tännchen blitzschnell hervor, und Lampe ist im Genick gefasst. Ein langer, wimmernder Klage-ton schrillt durch die Mondnacht, dann hat ein Tierroman sein Ende gefunden. Seine Beute schleppt Reineke ins dichte Unterholz. Eine blutige Schleifspur zeichnet die Todesfahrt des armen Häschens. Mit prallvollem Bächlein ist der Räuber wieder nach «Malepartus», seinem Baue zugetrottet.

Besser ergeht es jenen Tieren, die die härtesten Tage des Winters wohlgeborgen in ihren Schlupfwinkeln verschlafen. In seinem verborgenen Bau träumt der Dachs wochenlang dem Lenz entgegen. Er lebt von seinem Feist, den er sich sommerlang zugelegt hat. Unter einer knorrigen Wurzel hat der drollige, stachelbewehrte Igel sein Winterquartier bezogen. In Moos und Laub liegt er monatelang eingekugelt, und nichts vermag ihn in seiner Ruhe zu stören. Von den befiederten Kindern der Luft, den Vögeln, haben viele wärmere Himmelsstriche bezogen. Andere sind als Ersatz zu uns hergereist. Der bunte, quäkende Bergfink, der starkschnäblige Kirschkernebeisser, selbst der bunte Seidenschwanz besuchen uns hin und wieder.

So fristen unsere Tiere in den langen Wintermonaten ihr hartes



Waldohreule



Verschneites Jungtännchen



Fuchs im Unterholz



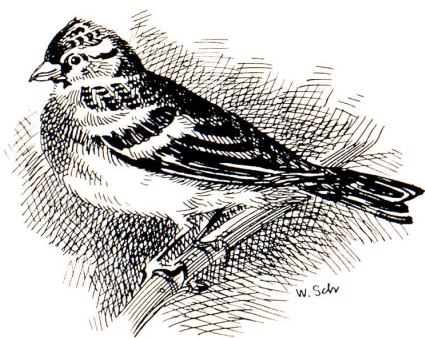
Hoppelnder Hase im Schnee

leide und jedes heil und vollkommen den Ostermorgen erlebe.

Derweil ist es Februar geworden. Immer noch hat sich der Schnee Lage um Lage vermehrt. Aber die Sonne steigt höher, bleibt länger am Himmel und ihre Strahlen sind wärmer. Am zugekehrten Rain hat sie sogar ein aperes Plätzchen geschaffen. Von dort her tönt zur Mittagszeit trotz Eis und Schnee der helle, fröhliche Triller-gesang eines Zaunkönigs. Den Bann hat der Kleine gebrochen. Sein Jubellied ist uns ins Herz gedrungen. Frühlingsgedanken und Sehnsucht steigen in uns auf: Es muss doch Frühling werden. Am selben Rain, im dürren Laub fast verborgen, blüht schüchtern ein weisses Fingerkraut.

Freudig begrüßen wir die ersten Boten der nahenden bessern Zeit.

Und sie naht. Oben vom Rorschacherberg grüsst heute der Wald in dunkelstem Sammetgrün. Am blassblauen Himmel ziehen lange, warmweisse Fackelwolken. In der Nacht braust und brüllt es oben, als ziehe die wilde Jagd durch den Forst. Da plötzlich stürzt er zu Tal, der Sohn der Alpen, der heulende, stürmische, tobende Föhn. Er rüttelt und zaust den Wald. Er packt die ältesten Recken, dass sie ächzen und knarren. Gellend vor Uebermut wirft er sich den hohen Föhren entgegen, dass sie sich wie schlanke Gerten biegen. Im Forste plumpst der ballige Schnee platschend herab. Der von seiner schweren Last befreite Ast schnellt auf. Der ganze Baum reckt und streckt sich wie ein Schläfer nach langer Traumnacht. Wehe den kranken und altersschwachen Bäumen! Der ungebärdige Föhn kennt keine Rücksicht. Er reisst sie zu Boden; denn er muss Platz schaffen für junges, aufstrebendes Leben. Endlich ist er mit seiner Arbeit zufrieden. Ihm folgt der Regen, und was der Sturm noch in seinem Ungestüm vergass, das vollendet er. Bis in den fernsten, verborgensten Waldwinkel räumt er mit den letzten Resten der schmutzig gewordenen Schneedecke auf. Kahl und leblos, wie ehemals im Spätherbst, steht der Wald wieder da, selbst das Kleid der



Bergfink

Dasein. Manche unterliegen in schneereichen Wintern mangels passender Nahrung dem Hunger, aber ihr Tod bedeutet für andere Wesen wieder Rettung. So schaltet und waltet die Natur, hart nach menschlichem Denken und Fühlen, jedoch weise nach göttlich eingesetztem Plane.

«Zu Sankt Sebastian» (20. Januar) steigt der Saft in die Bäume hinan», so heisst es in einer alten Bauernregel, obwohl noch zu dieser Zeit Winters Herrschaft ungebrochen ist. An den Haselknospen merkt man zwar, dass sie seit Winters Anfang doch grösser geworden sind. Die Natur hat im Stillen und trotz Schnee und Kälte weiter gebaut. Welche Wunder birgt so ein winzig Ding, wie das Knösplein! Wohl verwahrt, sorgsam verpackt und gefältelt liegen Blätter und Blüten in schützender Hülle verstaubt, dass keines Schaden



Fuchs mit erbeutetem Has

Tannen sieht ziemlich verschossen aus. Aber wenn sich ein Sonnenstrahl in der Krone einer Birke, Erle oder Buche verfängt, dann ist es, als flamme lauterer Gold in ihnen. Wärme und Regen haben die feinsten Zweiglein zu schwellen vermocht, und prall und glänzend-glatt spiegeln sie das Licht der Lebensspenderin Sonne wieder. Erd- und Moosgeruch entsteigen dem dampfenden Boden. Es ist der eigenartige Duft des Waldes im Frühjahr. Laue Wärme macht sich fühlbar. Im Randgebüsch baumeln die Kätzchen der Haselstaude; am Bächlein, das am Saume quillt, zwängen sich die silberhaarigen Kätzchen der Salweide aus den braunen, holzigen Hüllen. Der fettige Waldweg ist von gelben Blüten des Huflattichs eingesäumt. Im «Zausicht» heben die weissen Anemonen ihre Sternchen dem Lichte zu. Daneben glüht in roter Pracht und mit weithin vernehmlichen Duft der Seidelbast. Selbst das violette Leberblümchen ist auferstanden. Es will beim ersten Frühlingsregen mittun.



Zaunkönig am Kugelnest

Fröhliche Kinder pflücken am Waldrand Hasel- und Weidenblüten. Krampfhaft halten die weichen Händchen die dünnen Zweiglein. Sie singen: «Frühling, Frühling wird es nun bald!»

Ostertag, Weidenkätzchen und Haselblüten, sie gehören zusammen. «Zit ist da, Zit ist da...», und «zi tdu, zi tdu...» rufen die Kohl- und die Blaumeisen, «ju dit, ju dit...» das Tannenmeischen, «slip slap... slip slap...» der bescheidene Weidenlaubsänger.

In der Buche schlägt ein Fink seine bekannte Melodie: «Zi zi will will will si spenzia!» Laut rufen die Spechte. Auf dem Tannengrötzchen jubiliert und trillert das schüchterne Rotbrüschchen. Abendlich flötet die Amsel vom hohen Wipfel herab ihr melodisches Gutnachtslied. Aus südlichen Gegenden ist die Singdrossel ange-

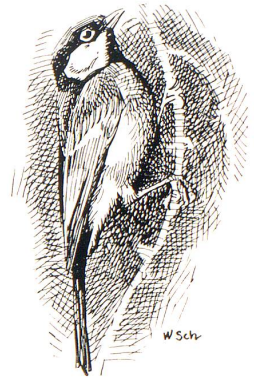
kommen: sie wetteifert mit ihrer schwarzen Verwandten. Der Ringelhauber wirbt gurrend um eine Liebste. Der ganze Forst ertönt von Sang und Klang, allüberall fröhliches Leben und Treiben. Im neuen Federkleid, mit ihren schönsten Liedern, werben

die Männchen um die spröden Weibchen. Possierlich umtänzel sie die Erkorenen, um endlich deren Neigung zu gewinnen. Eifersucht herrscht auch unter ihnen, und nicht ohne Kampf können sie mit ihrer Liebsten im Frieden leben. Es ist Balzzeit — Brautzeit, das Vorspiel der festlichen Hochzeit. «Selbst in des Hasen Brust regt sich jetzt Liebeslust». Es kämpfen die Männchen in hartem Turnier um die Weibchen. Wer hätte solches dem scheuen Lampe zgedacht? Im sonnigen Hag blüht der Schlehdorn. An ihm fegt der Rehbock sein Geweih vom Baste rein. Im feuchten Waldgraben leuchten die violetten Dolden der Zahnwurz, und an Trockenstellen ist das blauäugige Immergrün erwacht. Alles drängt nach Sonne, Licht und Wärme. «Alles will sich mit Farben beleben». Auch unter dem Boden, dem hellen Tag verborgen, regt sich das keimende Leben. Im Fuchsbau hat es Zuwachs gegeben, Frau Dächsin hat ihre Muttersorgen, und die Häsin hat die liebe Not, ihre Nestjungen vor den zahlreichen Feinden zu schützen. Emsig bauen die geschäftigen Ameisen an dem von Wind und Wetter arg hergenommenen Nadelhaufen.

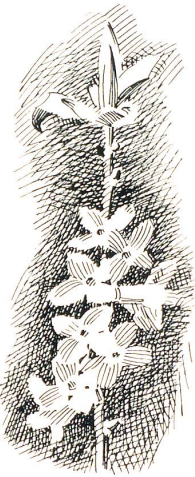
Smaragdgrünes Gras ziert jetzt die Waldwiese. In ihr blühen Günsel, Gundelrebe und die gelbgrüne Wolfsmilch. Birken und Lärchen haben sich einen zartgrünen Schleier

übergeworfen, und der Weissdorn ist in voller Blüte. Am blauen Himmel kreist, fast ohne Flügelschlag, ein Bussardpaar. Da horch! Der erste Kuckucksruf! Nun ist der Frühling da. Die Buchen und Birken leuchten seidengrün, auch Eiche und Ahorn haben sich festlich geschmückt, selbst die düstern Tannen sehen wie neuerstanden aus. Nur die Esche hat es nicht eilig. Der Mai ist auferstanden, der Monat der Liebe

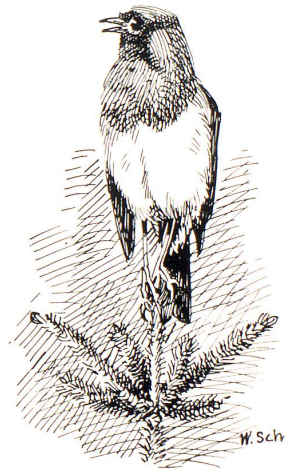
und Wonne, bei der Pflanze, beim Tier und auch beim Menschen. Waldmaientag! Im Wytobel blühen ganze Bestände der straussigen Spierstaude, hellgrün leuchten die jungen Farne, zartrote Lilienblüten trägt der Türkenbund. «Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem gold'nen Ueberfluss der Welt.» Im Zwielicht des Gebüschs duftet das Mairiesli. An wenigen Stellen unseres Berges lebt es in einsamer Zurückgezogenheit, es teilt das Schicksal des seltsamen Frauenschuhs. Sie beide sind das Opfer unvernünftiger, menschlicher Habgier geworden. Das zierliche, herrlich duftende Wintergrün, das im verborgensten Waldwinkel seine weissen Blüten treibt,



Spiegelmeise



Seidelbast



Rotkehlchen



Fuchs mit Geheck vor dem Bau



Dähsin mit Jungem vor dem Bau

fällt dem Auge weniger auf. Wer kennt das erste Lebensjahr unserer Tanne? Ein helles, grünes Sternlein ist dem kleinen Samen entwachsen. Als Sternlein macht es den ersten Maireigen mit. Wohl 80 und mehr Jahre braucht es, wenn es von Glück begleitet ist und ihm Ungemach erspart bleibt, um ein stattlicher Tannenbaum zu werden. Wenn ihm aber durch irgend ein Missgeschick in der Jugend der Wipfeltrieb abgebrochen wird, dann kann es sich zur Kandelabertanne oder zu irgend einer andern besondern Form entwickeln, die zwar dem Naturfreund, aber nicht dem Förster Freude macht. Mit Vorliebe siedelt sich die Rottanne am sonnigen Hang an, die Weisstanne aber begnügt sich auch mit der kühleren Nordseite des Berges.

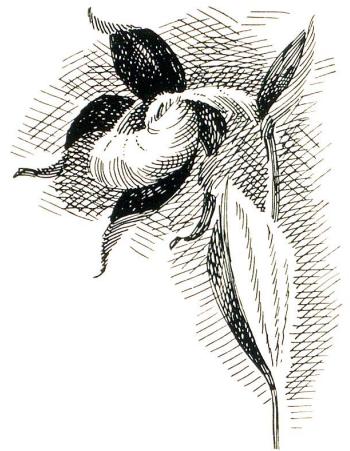
So viel Bäume, so viel Formen und Farben, ein jeder hat sein persönliches Gepräge, das sich zwar nur dem aufmerksamen Beobachter enthüllt. Durch den Eingriff des Försters haben sich auch Fremdlinge in unsern Wald eingebürgert. Im Wyten und namentlich in schönen Exemplaren oben bei Acker, da ragen in zartem Grün und regelmässig beasteter Krone, die nach Zitronenschalen duftenden, raschwüchsigen Douglastannen weit über ihre Altersgenossen hinaus. Prachtvoll und kräftig benadelt erfreuen uns in ihrem satten Grün die Nordmannstannen. Trotz ihres fremden Kleides vermag die Weymuthskiefer eine freundliche Note in den Wald zu tragen. Sie alle stammen aus Nordamerika. Aus südlichen Gegenden sind auch Edelkastanien bei uns eingeschleppt worden. In mächtigen Exemplaren kann man sie im Wyten bewundern. Nicht sehr häufig ist an unserm Berg die Eiche vertreten. Sie, die Königin des Forstes, der urchigste aller Laubbäume, mangelt dem Auge des Waldfreundes.

Oben bei der «Bläui» oder immer da, wo die Buchen dichter stehen, ist der Boden dicht mit dem aromatisch duftenden Waldmeister besetzt. Büschelweise wird er gepflückt, denn aus ihm wird die vielbesungene Maibowle gebraut. Jetzt aber stillgestanden! Drüben am Waldsaum äsen friedlich zwei Rehe. Brennend rot leuchtet ihr Sommerkleid, auch sie haben sich zum Feste geschmückt. Im hohen Gras, vor unberufenem Besuch geschützt, liegt das soeben geborene, weissgetupfte Kitz. Nur wenige Tage, und es wird seinen Eltern zu folgen vermögen.

Welch ein Leben herrscht jetzt im Wald! In und über der Erde regt es sich: da springts, krabbelts, hüpfts, kletters, gräbt und fliegt es. Alles ist beschäftigt, das Jungvolk zu nähren und zu erziehen.

Die Erntezeit der Kräutersammler ist angebrochen. Haufenweise wird der schattenliebende Wurmfarne gesammelt als Mittel gegen Rheumatismus und Haarausfall. St. Ruprechtskraut vertreibt die Flechten und der Wurzelstock der Maiblume (Salomonssiegel) in der Tasche getragen, macht die Hühneraugen verschwinden. Haselwurz und Zinnkraut wirken auf die Niere. Aronsstab ist ein Wundermittel gegen Lungenkrankheiten. Dieser Glaube an die Wundertätigkeit gewisser Pflanzen stammt aus dem Mittelalter, da man überzeugt war, dass Gott jedes Pflänzchen zum Heile des Menschen habe wachsen lassen. In Geruch, Farbe, Form und Standort des Kräutleins hat Er es dem Kranken offenbar gemacht.

An Sonntagnachmittagen, wenn die Sonne heisser brennt und der Schatten wohlige Kühle spendet, steigen die Menschen zum Walde auf. Wenige sind es, die in stiller, inniger Freude die Natur genießen, viele aber, die gröhend und vandalierend den Wald mehr oder weniger entweihen. Da wüsste der Förster zu erzählen. Wald-



Frauenschuh



Wintergrün



Das erste Jahr des Jungtännchens



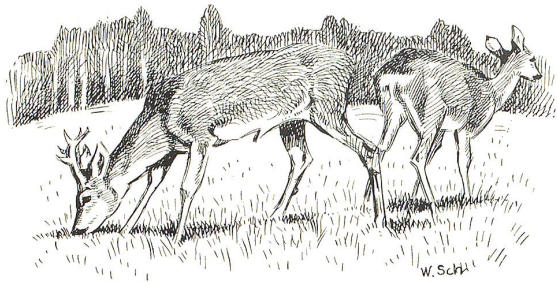
Tannengruppe

festen, diese in Gottes heilige Werkstatt hineingeschmuggelten, hässlichen Wirtshausgelage mit Tanz, Spiel und Radau, sie stören den Frieden des Forstes und gehören anderswohin. Bierschlegel, Papierfetzen, Konservbüchsen und Toilettenstücke, das sind die unschönen Spuren des Herrn der Schöpfung. Wer genießen, wer sich erholen will von der Mühe und Not der Woche, der gehe allein. Er wird die ersuchte Ruhe finden.

Zur höchsten Entfaltung ist jetzt der Wald gelangt. Schwül und heiss liegt der Sommertag über dem Land. Selbst im Wald ist es drückend. Der Kuckuck ruft nicht mehr, und auch die andern Sänger sind nacheinander

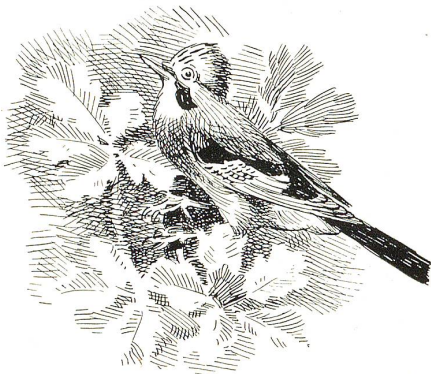
verstummt. Die Herrschaft der Insektenwelt hat begonnen. Ein Summen, Schwirren, Sausen, ja gar ein Tosen durchzittert den Wald. Da fliegen bunte Schmetterlinge, es kriechen Raupen, und schaffen Ameisen, Larven bohren, und hunderterlei Fliegen und Immen schweben durchs Gehölz. Legionen freuen sich des Lebens.

Die Tierjungen sind selbständig geworden. Ihre Eltern haben sie, oft unter Einsatz des eigenen Lebens, vor Gefahren geschützt, haben für sie gehungert und sich selbst hintangesetzt. Die alten Vögel stossen ihr verbrauchtes Gefieder ab, um es mit neuem, frischfarbem zu vertauschen. Es ist die Zeit der Mauserung.



Aesende Rehe

stachlige Disteln, belebt und umflogen von bunten Stieglitzen, und alle die andern Sonnengewächse des Hochsommers verweben sich zu einem einzigen, wunderbaren Teppich. Blaue und rote Schnarrheuschrecken pfeilen zwischen den Stengeln durch, und über all dem Blütenmeer flattern, wie trunken von Licht, Sonne und Farbe, die zahllosen Schmetterlinge. Rings um diese Pracht steht der stille, dunkle Wald wie eine Mauer, wie ein Wall, diese Herrlichkeit vor Frevl zu schirmen. Am Waldrand röten sich die Früchte der Vogelbeere. Auf schwankem,



Eichelhäher

Lehrer und Schulrat einer Gemeinde am Examen der Kinder.

Unten in der Stadt sind die Spirschwalben verschwunden. Abends vernimmt man vom dunkeln Himmel herab die Stimmen unsichtbarer Wanderer. Gelb und rot färben sich Baum und Strauch, und auch der Schein der Sonne ist rötlicher. Der Herbst beginnt.



Kräutersammlerin

Der Gesang schweigt nun vollständig, als schämten sich die Vögel ihrer Blösse. Schreiend streicht der Häher durchs Geäst; ihm antwortet die geschwätzigte Elster. Jetzt im Hochsommer tritt der herrliche Rehbock in die Brunst. Im Schein der untergehenden Sonne plärrt und blökt er. Rastlos und blind vor Liebe, durchheilt er Stangenholz und Lichtung, immer kampfbereit gegen jeden Nebenbuhler, bis er endlich findet, wonach sein Herz sich sehnte.

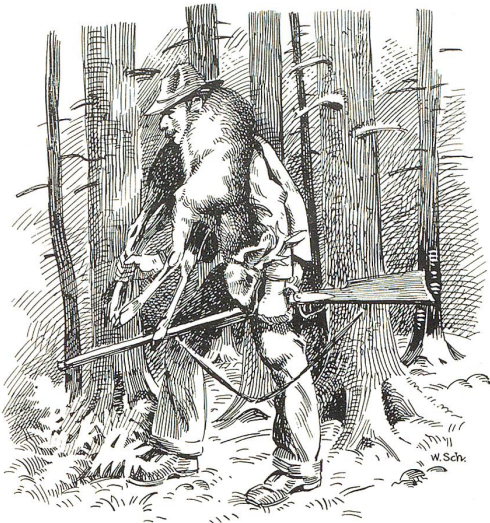
Die Waldlichtung, die einstmals ein heftiger Sturm geschlagen hat, ist heute zum wahren Paradiesgarten geworden. Purpurrot blühen in Masse die schlanken Weidenröschen, dazwischen streben gelbe Königskerzen empor, zwischen stachlige Disteln, belebt und umflogen von bunten Stieglitzen, und alle die andern Sonnengewächse des Hochsommers verweben sich zu einem einzigen, wunderbaren Teppich. Blaue und rote Schnarrheuschrecken pfeilen zwischen den Stengeln durch, und über all dem Blütenmeer flattern, wie trunken von Licht, Sonne und Farbe, die zahllosen Schmetterlinge. Rings um diese Pracht steht der stille, dunkle Wald wie eine Mauer, wie ein Wall, diese Herrlichkeit vor Frevl zu schirmen. Am Waldrand röten sich die Früchte der Vogelbeere. Auf schwankem, grünen Stengel wiegen sich zu zweit in langer Reihe die tiefblauen Trichter des Waldenzians, die herrlichste der Waldblumen. Augentrost, Enzian und Heidekraut bedeuten für den Forst, was die Herbstzeitlose für die Wiese: die Künder des nahenden Herbstes. Erdbeere, Heidel- und Himbeere haben schon längst emsige Hände gepflückt. Nun glänzt zwischen dunkelm, stachligem Gerank die tiefschwarze, herbe Brombeere.

Auf einer besonnten Stelle hat der Förster, der Hüter und Pfleger des Waldes, eine Baumschule angelegt. Treffender könnte die Bezeichnung nicht gewählt sein. Viele Hunderte von Rot- und Weisstännchen, winzige Buchen und kleinste Ahorne stehen da, schüchtern wie unsere Menschenkinder, wenn sie erstmals die Schule betreten. Dann folgen in Reih und Glied, als wären sie ihrer Bestimmung bewusst, in Stufen geordnet, die ältern Zöglinge bis zum Jünglingsalter. Um diese Stätte der Zukunft und Hoffnung, der Vorsorge für die kommende Generation, stehen die alten erfahrenen Bäume, wie



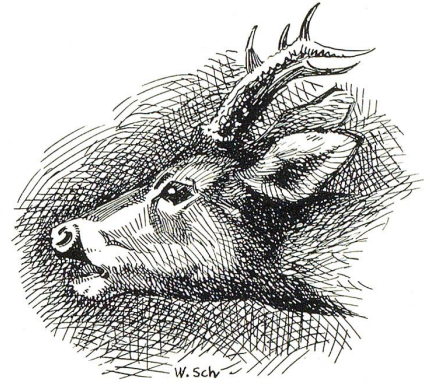
Pilze

sich auf die Wanderschaft nach dem fernen Süden. Es ist der Abschied von der Heimat, denn hier bei uns wurden sie ja geboren, hier verlebten sie ihre Jugendzeit, hier feierten sie Hochzeit und zogen ihre Jungen gross. Nicht alle werden wieder kommen; denn viele Gefahren birgt die lange Reise. Noch einmal hört man gedämpft ihr Liebeslied erschallen, nochmals durchfliegen sie die Plätzchen, die sie einst mit ihrem lieblichen Sang erfüllten — dann eines Tages sind sie verschwunden. Frischer weht der Wind, schwerer Tau hängt an Gras und Laub, Morgennebel schleichen durch den Forst, und die ersten müden Blätter fallen. Marienfäden, die Brücken wandernder



Jäger

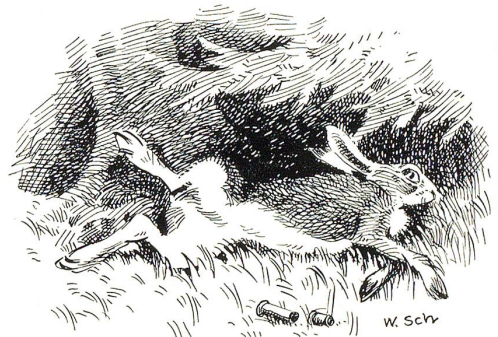
Spinnen, die ihre Winterquartiere suchen, spannen sich über den Weg. Wo die Tannen am dichtesten stehen, wo kaum ein schmaler Sonnenstrahl zu Boden fällt und nur die dunkeln Moose ihr Dasein fristen, auch da will sich der Wald nochmals schmücken. Die Herrschaft der Pilze ist angebrochen. Täublinge in den mannigfaltigsten Farben, der essbare Eierpilz, der rotsaftige Reizker, der dickköpfige, braune Steinpilz und auch der giftige braunrote Satanspilz bedecken in bunter Folge den Grund. Welche Pracht entfaltet der feurige Fliegenpilz im Zwielicht des Unterholzes! Doch ist es nur eine vergängliche Herrlichkeit: in kurzen Stunden geworden, in wenigen Stunden vergangen. In tiefdunkler, feuchter Herbstnacht leuchtet der faulende Stock



Rehbock

einer Föhre und wirft einen matten Schein auf seine nächste Umgebung; es ist der Zauber der Waldesnacht. Nicht mit Unrecht wird der Herbst Maler genannt. Wie die Nächte länger und kühler werden, hat der Wald, ehe er zur Rüste geht, nochmals ein festliches Gewand umgeworfen. Gelb, rot und braun in allen Stufen, unterbrochen vom ernstesten Grün der Tannen, so steht er jetzt da, reicher an farbigem Wechsel als je zuvor während des Jahres.

«Das Hifthorn schallt, die Büchse knallt.» Jauchzend gellt jetzt das «Geläute» der Hundemeute durch den Tann. Angstgepeinigt flieht das Reh, und seine Weichen heben und senken sich bei der raschen Flucht. Voller Schrecken duckt sich das Häschen und drückt sich der Fuchs ins dichteste Unterholz. Auch sie werden früher oder später das Opfer menschlicher Gier. Immer noch jagt die flüchtige Meute hinter dem keuchenden Reh. Jetzt, da es sich endlich sicher wähnt und die Hunde weit hinter sich gelassen hat, steht es still und späht in die Tiefe. Jählings geht es ihm wie Glühfeuer durch den Leib, es zittert und schwankt, fällt seitlings ins dunkle, weiche Moos. Der Atem stockt ihm, röchelnd hebt es nochmals den Kopf, rot erscheint ihm der Wald, heisses Herzblut quillt ihm über das Kleid. Da schaut es über sich das triumphierende Gesicht seines Peinigens, des Jägers. Zurück ins Moos fällt der Kopf, mit gebrochenen Augen liegt es still — für immer.

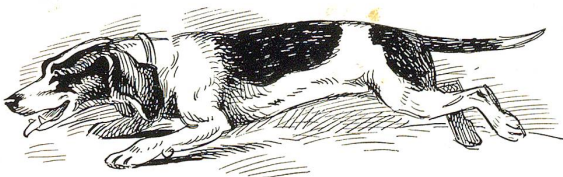


Erlegter Hase

Wie so manches in jüngster Zeit, so hat sich, wenigstens bei uns, auch der Jäger geändert. Auf alten Stichen findest du ihn noch, den graubärtigen Gesellen mit dem verwetterten Gesicht, dem moosfarbenen Wams und dem zerknitterten, feder-geschmückten Hute, um seine Schultern die treue Flinte gehängt und an der Hand die bunten, langohrigen Jagdhunde. So war es einmal. Der wahre Weidmann ist selten geworden. Heute treibt viele nur Habgier und Rekordsucht zur Jagd, und ohne Rücksicht knallt man nieder,

was nur vor die Flinte kommt. Nichts ist diesen heilig: es fehlt die Achtung vor Gottes gütiger Schöpfung.

Sonntag Morgen ist es! Still liegt der Wald in herbstliche, graue Nebel gehüllt. Von der Stadt herauf tönen die Feiertagsglocken, den Menschen zur Andacht ermah-nend. Ernst ist die Sprache des Erzes. Da lösen sich die wallenden Nebel, die Sonne bricht durch, und wie eine rote Flammengarbe hoch und hehr zum blauen Himmel zeigend, leuchtet eine Riesebuche auf, das Fanal und auch der letzte Scheidegruss der müden Natur.



Jagdhund auf frischer Fährte

Zum eigentlichen Kunstblatt

gestaltet wurde durch seine illustrative Ausstattung der



schreibt Dr. Linus Birchler im „Vaterland“.

Künstler wie Danioth, Burki, Baumberger, Roth, Rabino-
vitch, Gilsi, Naef, Laubi, Böckli, um nur einige Namen
zu nennen, bringen hier ihre Satiren in zeichnerischen
Einfällen zum Ausdruck. Keine andere Zeitschrift der
Schweiz bietet unsern Künstlern eine ähnliche Gelegen-
heit, sich in dieser Hinsicht auszuwirken. Schon darum
sollte man sie durch ein Abonnement auf den „Nebel-
spalter“ unterstützen. Die Mission dieser Zeitschrift ist
nicht, wie oft fälschlich angenommen wird, die Pflege
des Witzes, sondern die in Satire gekleidete ernste Kritik.
Dass diese auch ernst genommen wird und unserer Zeit
entspricht, beweisen die vielen selbständigen Urteile der
Presse aller Richtungen. Der „Nebelspalter“ erfüllt daher
eine volkserzieherische Mission.

Auch für die *Frauen* ist gesorgt. Für sie wird extra gekocht.
Dafür haben wir die Seite „Frau von Heute“. Sie ist speziell
den Interessen der Frauen angepasst. Diese finden hier eine
Möglichkeit, sich selbst zu aktuellen Fragen des Lebens zu
äussern. Es ist gut und für alle gesorgt. Das Abonnement
auf den „Nebelspalter“ bereitet *dauernde Freude!*

Der Abonnementsbetrag ist für 3 Monate Fr. 5.50, für 6 Monate Fr. 10.75, für 1 Jahr
Fr. 20.—. Der „Nebelspalter“ ist bei jeder schweizerischen Buchhandlung, bei der Post und
bei der Verlagsanstalt E. Löpfe-Benz, Rorschach zu beziehen.



Steckborn am Untersee

C. Böckli